JÜRGEN SCHIEWE

Aktuelle wortbezogene Sprachkritik in Deutschland

Abstract

Sprachkritik wurde in der Vergangenheit oftmals als reine Wortkritik betrieben. Exemplarisch werden in diesem Beitrag vier Themen aktueller wortbezogener Sprachkritik vorgestellt und kritisch diskutiert: die Kritik an Angloamerikanismen durch den „Verein zur Wahrung der deutschen Sprache“, die Aktion „Unwörter des Jahres“ (Horst Dieter Schlosser), das Konzept der „Plastikwörter“ (Uwe Pörksen) und die „kontroversen Begriffe“ (Georg Stötzel u. a.). Die Überlegungen münden in das Ergebnis, dass Wortkritik nur als Wortgebrauchskritik und Sprachkritik nur als Sprachgebrauchskritik (oder Diskurskritik) sinnvoll und begründet sind. Dabei ist zu bedenken, dass Sprachkritik keine Normen setzt, sondern Sprachgebrauchsnormen kritisch reflektiert und Alternativen aufzeigt.

Sprachkritik als solche hatte in den vergangenen Jahrzehnten in und neben der Linguistik keinen leichten Stand. Sprachkritik als Wortkritik gar gilt großen Teilen der Linguistik als unmöglich, ist doch das Wort, als sprachliches Zeichen genommen, arbiträr und damit außerhalb jeder Möglichkeit von Kritik. Sprachkritik, wenn sie denn schon akzeptiert werden soll, ist, so lautet das Stichwort heutzutage, nur als *Diskurskritik* möglich (vgl. Busse/Hermanns/Teubert (Hg.) 1994; Jung 1996). Gleichwohl findet Sprachkritik statt, auch und gerade als Wortkritik.

Im folgenden möchte ich einen exemplarischen Einblick in diese wortbezogene Sprachkritik und zugleich auch eine Kritik dieser Sprachkritik geben. Ein solches Vorhaben kann man unterschiedlich angehen, und damit meine ich nicht die Darstellungsmethode, sondern die grundsätzliche Haltung, die man als Sprachwissenschaftler der Sprachkritik gegenüber einnimmt. Mein Verhältnis zur Sprachkritik ist grundsätzlich positiv. Ich halte es für nötig und möglich, sprachkritische Fragen und Aussagen in die Sprachwissenschaft zu integrieren oder sie zumindest mit der Sprachwissenschaft zu synchronisieren. Allerdings kommt es m. E. ganz wesentlich darauf an, welche Form von Sprachkritik gemeint ist und welchen Begriff von Sprache, Sprachwandel und auch von Sprachgeschichte man hat. Eine Sprachkritik, die in jeder Sprachveränderung, genauer: jeder Sprachgebrauchsveränderung, sofort Sprachverfall oder gar Sprachverlust zu erkennen glaubt, kann meines Erachtens keinen Ort innerhalb der Sprachwissenschaft beanspruchen, denn sie verkennt den Charakter und die Funktionsweise von Sprache. Eine Sprachkritik jedoch, die aufklärerischen, emanzipatorischen Ma-

ximen folgt und sich dabei nicht in einen Widerspruch zu bestimmten fundamentalen Erkenntnissen der Sprachwissenschaft begibt, könnte als Teil einer anwendungsbezogenen Sprachwissenschaft meines Erachtens Geltung und Gültigkeit beanspruchen. Um dahin zu gelangen, ginge es aber zunächst wohl darum, das Verhältnis von Sprachwissenschaft und Sprachkritik einmal grundsätzlich zu erörtern und dabei auch, durchaus vor dem Hintergrund der jüngsten Entwicklungen in der Sprachwissenschaft, nochmals und neuerlich über *Maßstäbe der Sprachkritik* nachzudenken. Ein solches Unternehmen anzuregen, möchte ich vorab hier die Gelegenheit nutzen.

Auf die zweieinhalbtausendjährige, mit Platons „Kratylos“ beginnende Tradition, in der das Wort Gegenstand sprachkritischer Erörterungen war, sei nur ganz allgemein hingewiesen. Ein kurzer Blick aber soll auf die jüngste Vergangenheit, auf die letzten fünfzig Jahre, geworfen werden. Drei in der Zwischenzeit mehr oder weniger klassisch gewordene sprachkritische Werke stehen am Anfang dieses Zeitraumes: Victor Klemperers „LTI“, Karl Korns „Sprache in der verwalteten Welt“ und das „Wörterbuch des Unmenschen“ von Dolf Sternberger, Gerhard Storz und Wilhelm E. Süskind. Sie alle haben – nicht nur, aber vor allem auch – Wortkritik betrieben. Ihre sprachkritische Haltung zum Wort möchte ich mit drei knappen Zitaten verdeutlichen:

„Worte“, schrieb Klemperer (1996, S. 21), „können sein wie winzige Arsendosen: sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da.“ Klemperers Thema ist die schleichende Manipulation des Denkens durch Wörter, deren Semantik mittels Kontextnormierungen ideologisch aufgeladen worden ist.

Für Karl Korn (1962, S. 20) hat jedes Wort „sein älteres oder jüngerer historisches Gepäck“, und „diese Ladung wirft es mit jedem neuen Satz jeweils in eine neue Situation hinein“. Bestimmte Erscheinungen der Wortbildung und Wortverwendung waren ihm Zeichen dafür, dass der Mensch zu einer registrierten Größe in einer verwalteten Welt gemacht wird – ein Vorgang, der dem Menschen als Mensch, so Korn, nicht angemessen ist.

Extremer urteilte Dolf Sternberger (1986, S. 11): „Was mit einem banalen und kurzsichtigen Begriff als ‚Mißbrauch‘ bezeichnet wird, reißt die Wörter und ihre Bedeutungen mit sich. In ein paar Jahren steht eben das als herrschende Bedeutung in den Wörterbüchern, was eben noch für Mißbrauch, ja auch bloß als falsch galt.“ „Wörter“, heißt es dann, „sind nicht unschuldig, können es nicht sein, sondern die Schuld der Sprecher wächst der Sprache selber zu, fleischt sich ihr gleichsam ein.“

Es scheint, als konzentrierten diese Sprachkritiker ihre gesamte Kritik auf das Wort, das ‚vergiften‘ kann, das den Menschen ‚verwaltet‘ und ‚registriert‘, das die ‚Schuld‘ von Unmenschlichkeit in sich sammelt. Bei genauem Hinsehen wird man aber feststellen müssen, dass sie alle – letztlich wohl auch Sternberger, Storz und Süskind nicht – keineswegs nur das Wort als isolierte sprachliche Einheit im Blick haben. Sie reden von einem Wortgebrauch in bestimmten Kontexten und kritisieren gerade diesen Wortge-

brauch, zugleich aber sind sie alle – und hier liegt der sprachkritische springende Punkt – der Meinung, dass die Kontextbedeutung über kurz oder lang in die Wortbedeutung eingeht und sie bestimmt. Im Grunde ist damit aber der Bereich einer reinen Wortkritik verlassen. Die Aussagen bewegen sich auf der Ebene einer Wortgebrauchs- und Begriffskritik, von der der Weg zur kritischen Diskursanalyse, so vielfältig und unbestimmt sich diese zur Zeit noch erweist, nicht mehr weit ist.

Die Fragen also, die bei der folgenden Skizzierung einiger Themenbereiche gegenwärtiger Sprachkritik als Wortkritik im Hintergrund mitgedacht werden müssen, lauten: Welcher Wortbegriff liegt den sprachkritischen Äußerungen zugrunde? Werden Wörter als Einheiten des Sprachsystems kritisiert oder aber steht ihr Gebrauch in bestimmten Kontexten und in bestimmten Sprechergruppen im Vordergrund? Nun zu den Themenbereichen *aktueller wortbezogener Sprachkritik*.

Ein Problem, oder besser: ein *Thema*, das zum Problem gemacht wird, taucht in Deutschland seit Jahrhunderten in Wellen immer wieder auf: das Fremdwortthema. Es erfreut sich gegenwärtig aufgrund der Aktivitäten des 1997 gegründeten „Vereins zur Wahrung der deutschen Sprache“¹ großer Resonanz in den Medien und damit in der Öffentlichkeit, gefördert letztlich auch durch die Verleihung des „Deutschen Sprachpreises“ der Henning-Kaufmann-Stiftung zur Pflege der Reinheit der deutschen Sprache an Walter Krämer, den Vorsitzenden des Vereins (vgl. Krämer o. O. o. J.).

Gewiss ist nicht zu leugnen, müsste aber durch Untersuchungen verschiedener Textsorten und Kommunikationsbereiche noch differenzierter nachgewiesen werden, dass sowohl der Umfang als auch die Gebrauchsfrequenz von Anglizismen bzw. Amerikanismen in den letzten Jahrzehnten zugenommen haben. Fraglich aber bleibt, ob damit, wie oft behauptet wird (vgl. z. B. Zimmer 1997, S. 7–85), auch eine neue Qualitätsstufe erreicht ist.

Entlehnungen und Entlehnungsschübe sind in der Geschichte des Deutschen immer wieder vorgekommen.² Sie haben – lateinische und französische Einflüsse stehen an erster Stelle – deutliche Spuren hinterlassen. Die deutsche Sprache als ein eigenständiges System wurde dadurch nicht gefährdet, gleichwohl aber verändert. Fremdwortkritik, die ja auch unter dem Namen „Purismus“ läuft, ist in der Hauptsache aus zwei Motiven heraus betrieben worden: zum einen aus einem aufklärerisch-emanzipatorischen Motiv,

¹ Bereits im März 2000, zum Zeitpunkt dieses Vortrags, hatte sich der „Verein zur Wahrung der deutschen Sprache“ offenbar in „Verein für deutsche Sprache“ umbenannt. Auf den Internet-Seiten des Vereins (vgl. www.vwds.de) aber war zu diesem Zeitpunkt noch der alte Name verzeichnet. In der Zwischenzeit (Juni 2000) erscheint dort jedoch der neue Name, allerdings immer noch unter der alten, weiterhin gültigen Internet-Adresse. Die nachfolgenden Zitate aus den Internet-Seiten des „Vereins zur Wahrung der deutschen Sprache“ geben die Version vom 10. März 2000 wieder.

² Vgl. von Polenz 1991, 1994, 1999 sowie die Übersichtsdarstellungen in Besch/Reichmann/Sonderegger 1985, S. 854–948.

zum anderen aus einem nationalen oder nationalistischen Motiv (vgl. u. a. Schiewe 1992). Der aufklärerische Purismus, für den Joachim Heinrich Campe in der Frühphase seines sprachreinigenden Wirkens stehen kann, nimmt funktionale Argumente als Maßstab der Kritik, arbeitet synchron und kritisiert Fremdwörter als fremde, d. h. nicht allgemeinverständliche Wörter (vgl. Schiewe 1988). Der nationalistische Purismus, den Peter von Polenz (1967) am Beispiel des „Allgemeinen deutschen Sprachvereins“ ausführlich beschrieben hat, setzt dagegen einen wie auch immer gearteten ‚Geist der Sprache‘ als Maßstab der Kritik, arbeitet diachron und kritisiert Fremdwörter, weil sie aus einer anderen Sprache stammen und deshalb angeblich so etwas wie den eigenen ‚Volkgeist‘, die eigene ‚nationale Identität‘, gefährden. Wie begründet nun der „Verein zur Wahrung der deutschen Sprache“ seine Kritik an Angloamerikanismen?

Der Verein verfügt im Internet über eine „Leitseite“ (auch „Homepage“ genannt) mit zahlreichen „Links“ oder „Verweisen“, die Aufschluss geben sollen über dessen Ziele und Aktivitäten. In § 2 der Satzung (www.vwds.de/SATZUNG.html vom 10.3.2000) heißt es: „Der Verein soll dazu beitragen, daß die deutsche Sprache als selbständige Kultursprache erhalten bleibt. Insbesondere soll er die Kolonisierung des Deutschen durch das Englische bekämpfen.“ Beigegeben ist diesen Zielen eine Beschreibung des gegenwärtigen sprachlichen Zustands. Ich zitiere aus einer Seite mit der Überschrift „Wegmarken“ (www.vdws.de/wegmarken.html vom 10.3.2000):

„Europas Charme liegt in der Vielfalt seiner Sprachen und Kulturen. Diese Vielfalt droht, in einem Meer angloamerikanischer Importe zu versinken. Denn der Zeitegeist spricht Englisch: Er predigt den Sachzwang von der Globalisierung der Wirtschaft und der Internationalität der Wissenschaft, er singt das Lied vom *American Way of Life*.

Mehr als unsere europäischen Nachbarn sind wir Deutsche dieser Faszination erlegen. Wir haben den Glauben an unsere eigene Sprache und Kultur verloren und wehren uns kaum gegen deren Überflutung mit angloamerikanischem Sprach- und Kulturgut. Die Lieder- und Werbemacher singen und werben englisch ‚*It's Time for a Change*‘ und ‚*Come in and find out*‘. Aber auch die ehemaligen Staatsunternehmen Bahn, Post und Telefon betätigen sich als Wegbereiter und muten uns zu, in unserem eigenen Land am *Service point Tickets* für den *InterCity Night* zu kaufen, *Calls* statt Gespräche zu führen und *Lucky Päckchen* zu verschicken. Fernsehreporter füttern uns mit *Highlights* und *German Open*; wir irren durch die Regalreihen von Drogeriemärkten und finden nur noch *Cleansinglotions* und *Moisturerisers*.“

Letztere Produktnamen, die ich kaum auszusprechen vermag, sind mir noch nicht begegnet, aber das liegt vielleicht nur daran, dass ich so selten durch Drogeriemärkte irre. Offenbar jedoch gibt es sie – Michael Kinne (2000) hat darüber eine lesenswerte Glosse im „Sprachreport“ geschrieben.

Was sich im Internet als vermeintliche Zustandsbeschreibung des gegenwärtigen ‚Denglisch‘, ‚Engleutsch‘, ‚Germeng‘ oder ‚Germish‘ zunächst noch einigermaßen moderat liest, hat Walter Krämer (o. J., S. 37) in seinem Vortrag „Sich einmischen oder wegschauen – Problemfall deutsche

Sprache“ zur Verleihung des Deutschen Sprachpreises in Weimar deutlicher auf den Punkt gebracht:

„Wenn ich etwa einen Wahlauf Ruf sehe wie *Vote Yellow* (so geschehen zur Kommunalwahl NRW am 12.9.1999), ist mir das als Deutscher peinlich; ich fühle mich persönlich attackiert. Wenn ich in einer aus deutschen Steuermitteln finanzierten ‚Werbung‘ für das Bundesland Rheinland-Pfalz, in dem ich selbst geboren und aufgewachsen bin, von *highlights* lese wie *water world* und *aqua sound, free wheeling, wild riding, mountain gliding* oder *rainbow rain events*, dann fühle ich mich als alter Rheinland-Pfälzer und als Mitglied der deutschen Sprachgemeinschaft auf den Arm genommen; ich fühle mich – und in der Wahlheimat des Autors des Götz von Berlichingen sei dieses Wort erlaubt – ich fühle mich verarscht.“

Zurück noch einmal zu den Internetseiten. Der dort gegebenen Zustandsbeschreibung folgt eine Analyse und Interpretation. Ich fasse aus dem Abschnitt „Leitlinien“ (www.vwds.de/Leitlinien.html vom 10.3.2000) zusammen: Die Beeinflussung durch angloamerikanisches Sprach- und Kulturgut habe „letztlich einen Identitätsverlust der betroffenen Völker und Volksgruppen zur Folge“. „Die übergroße Zahl von Amerikanismen und Anglizismen“ führe „zu Verstehens- und Verständigungshindernissen, vor allem bei älteren Menschen und bei Menschen ohne entsprechende Kenntnisse in der englischen Sprache“. Da nach Artikel 3 Abs. 3 Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland aber niemand wegen seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache usw. gesellschaftlich benachteiligt werden darf, müsse „das Demokratiegebot des Grundgesetzes [...] in seinen Konsequenzen für den alltäglichen Sprachgebrauch [...] neu bedacht und erörtert werden“. Einen weiteren Abschnitt aus den „Leitlinien“ möchte ich insgesamt zitieren:

„Unsere Sprache, die von jedem Mitglied der deutschen Sprachgemeinschaft als Muttersprache neu erlernt werden muß, erleidet durch den unverhältnismäßig stark zunehmenden Gebrauch von Wörtern und Wendungen aus dem angloamerikanischen Sprachraum zugleich *Schaden* mit negativen Konsequenzen für den Prozeß der Identitätsfindung der Individuen.“

Auch die Auswirkungen der Angloamerikanismen auf die Sprache selbst, auf das System, werden dort beschrieben. Die Rede ist von einem „ungehinderten Eindringen von angloamerikanischen Wörtern und Wendungen“, davon, dass sie „eingeschleust“ werden, und zwar „dabei meist unangepaßt an die Struktur der deutschen Sprache [...], so daß deren Regelsystem und ihr Tiefencode beschädigt werden“. „Vorrangige Aufgabe“ sei die „Eindämmung dieses Prozesses“.

Andererseits aber wird in diesen „Leitlinien“ auch betont, dass „unsere Sprache [...] durch die Übernahme treffender Ausdrücke aus anderen Sprachen eine Bereicherung erfahre“. Diese „Erkenntnis“ habe „heute in ihrer Anwendung auf Begriffe der Wirtschaft, der Technik und der Wissenschaft, deren Übernahme im Zuge der Globalisierung unvermeidbar erscheint, eine besondere Aktualität.“ Gewisse fachsprachliche Begriffe und „ein Reihe von Internationalismen“ seien deshalb „nicht durch deutsche Begriffe zu erset-

zen“. Der „Verein zur Wahrung der deutschen Sprache“ stellt an dieser Stelle fest: „Wir reden darum keinem Purismus, keiner Deutschtümelei und schon gar keinem Sprachchauvinismus das Wort.“

Gleichwohl liest sich an anderer Stelle in diesen „Leitlinien“ unter der Überschrift „Was wir wollen“ die Absichtserklärung so:

„Wahrung der nationalen Identitäten durch Förderung der eigenen Nationalsprachen, Pflege und Weiterentwicklung des eigenen sprachlich-kulturellen Erbes.“

Auf die Grundlegung der theoretischen Positionen lässt der „Verein zur Wahrung der deutschen Sprache“ die Praxis, die Konkretion folgen. Vorgestellt werden im Internet zwei Listen mit Anglizismen und Ersetzungsvorschlägen, einmal für die Alltagssprache, zum anderen – und das erstaunt ob der vorhin zitierten Aussage – auch für verschiedene Fachsprachen. Die Alltagssprachen-Liste (www.vwds.de/anglizismen/Anglizismen.html vom 10.3.2000) ist untergliedert in vier Gruppen:

- a. „Ärgerliche Angloamerikanismen, das deutsche Wort ist besser oder war früher da.“ Ich greife wahllos einige Beispiele in alphabetischer Reihenfolge heraus und nenne die vorgeschlagenen deutschen Ersatzwörter: *race* (Rennen), *ranking* (Reihe, Rangliste, Reihung), *record* (Rekord, Aufzeichnung), *recyclen* (wiederverwerten), *recycling* (Wert-)Stoffkreislauf, Wiederverwertung), *relaxen* (erholen), *rush hour* (Hauptverkehrszeit), *sale* (Ausverkauf, Schlußverkauf), *service point* (Auskunft), *session* (Sitzung), *shirt* (Hemd), *shop* (Laden), *shopping* (Einkauf, Einkaufen), *shower* (Dusche).
- b. „Grenzfälle“ – wiederum einige herausgegriffene Beispiele: *Makeup* (Schminke), *managen* (schaffen, fügen, organisieren, leiten, bewältigen), *manager* (Geschäftsführer), *marketing* (Vermarktung, Marktforschung, Vertriebsstrategie), *mix* (Gemisch, Mischung), *mobbing* (Belästigung/Schikane am Arbeitsplatz), *monster* (Ungeheuer), *nonstop* (am laufenden Band, durchgehend, pausenlos, rastlos), *online* (verbunden), *open house* (frei für alle, offene Tür), *outfit* (Aufmachung, Ausstattung, Kleidung, Äußeres), *output* (Ausgabe).
- c. als bereits „ins Deutsche übernommen“ werden eingestuft: *clinch*, *clown*, *countdown*, *doping*, *flirt*, *flirten*, *freak*, *gag*, *gentleman*, *groggy*, *groupie*, *hardware*, *hosteß*, *hotpants*, *insider*, *interview*, *jackpot*, *jeans* und siebzehn weitere Wörter.
- d. „Pseudo-Anglizismen“ sind: *body*, *cutover*, *customizing*, *dressman*, *handy*, *leggings*, *selfmademan*, *smoking*, *talkmaster*, *wellness*.

Bewusst habe ich die Sprachkritik des „Vereins zur Wahrung der deutschen Sprache“ in einiger Ausführlichkeit dargestellt. Anfügen möchte ich nun einige metakritische Bemerkungen.

Sprachkritik dieser Couleur stellt sich in der Tat als eine reine Form von Wortkritik dar. Kritisiert werden bestimmte Wörter, die vor allem ausdrucks-

seitig als aus dem Englischen und Amerikanischen stammend zu identifizieren sind. Lehnbedeutungen tauchen hier gar nicht auf, wohl aber werden „fremde Grammatik und fremde Syntax“ erwähnt, wobei mir diese Differenzierung nicht ganz klar ist. Kritisiert wird der Gebrauch von Angloamerikanismen innerhalb der deutschen Sprache, angeblich vor allem in der Alltagssprache, und es wird behauptet, dass sie durch „deutsche Wörter“, oder sagen wir besser: durch Wörter aus dem Erbwortschatz oder durch indigene Wörter, adäquat ersetzbar seien. Diese Behauptung kritisch würdigend sei folgendes angemerkt: Karlheinz Daniels (1959) hat systematisch die Verdeutschungen Campes durchforstet und dabei auch, linguistisch beschreibend, die Gründe aufgelistet, warum von den wohl ungefähr elftausend Vorschlägen Campes sich nur ungefähr zweihundert durchgesetzt haben. Die Gründe sind in der Hauptsache folgende: die Verdeutschungen treffen nicht den Bedeutungsinhalt oder -umfang, sie sind nicht in gleichem Maße ableitungsfähig, sind nicht fähig zur Reihenbildung, sie treffen nicht den eigentlichen Funktionsbereich und sie besitzen nicht die gleichen Stilqualitäten. Zudem, und das scheint sehr wichtig, wurde festgestellt, dass die fremdsprachlichen Ausdrücke durch die wenigen verdeutschenden Wörter, die in den Sprachgebrauch eingegangen sind, nicht ersetzt oder überflüssig gemacht wurden, sondern dass es zu einer Bedeutungsdivergenzierung oder sonstigen varietätenspezifischen, funktionalen oder stilistischen Differenzierungen kam.

Ich möchte behaupten, dass die meisten der vom „Verein zur Wahrung der deutschen Sprache“ vorgeschlagenen Ersatzwörter die gleichen Qualitäten oder vielmehr fehlenden Qualitäten aufweisen wie die Ersetzungen Campes und deshalb auch ein ähnliches Schicksal erleiden dürften. Wenn ich nach Mexico City *nonstop* fliegen möchte, dann eben *nonstop*, aber nicht *am laufenden Band* oder *pausenlos* oder *rastlos*, höchstens vielleicht *durchgehend*, obwohl das zu Missverständnissen führen könnte – wenn schon deutsch, dann möchte ich *ohne Unterbrechung* oder *ohne Zwischenlandung* fliegen, aber das ist ja kein Wortsatz, sondern eine Umschreibung oder Beschreibung. Überhaupt sind die meisten vorgeschlagenen Ersatzwörter, wie übrigens bei Campe auch schon, Komposita, insofern beschreibende oder erklärende Ausdrücke. Wäre dem nicht so, wäre auch nicht einzusehen, warum man den fremdsprachlichen Ausdruck ersetzen sollte – Verständlichkeitsgründe jedenfalls kann man dann nicht geltend machen, höchstens phonetische und vielleicht noch morphosyntaktische. Es dürfte aber sehr die Frage sein, ob wir heute im Bereich der Angloamerikanismen motivierte Wörter als Ersatzwörter benötigen, ob wir also die *Sprache* und *durch Sprache* er- und aufklären müssen, wie es vielleicht zu Zeiten Campes durchaus sinnvoll gewesen sein mag.

Verlassen dürfen wir allerdings nicht, dass es auch eine Reihe von Angloamerikanismen gibt, die in deutlicher Konkurrenz zu vorhandenen Wörtern des Deutschen stehen: *shower* für Dusche, *shop* für Laden, *shirt* für Hemd

und einige andere mehr. Wenn in diesen Fällen der deutschsprachige Ausdruck wirklich verloren gehen sollte, so wäre das tatsächlich unsinnig und ein sprachkritisches Aufbegehren wert. Aber besteht diese Gefahr? Wer hat schon einmal jemanden sagen hören: „Ich gehe jetzt unter die *shower*“, „Ich muss noch mein *shirt* bügeln“ (*T-shirt* ja, aber das ist bereits ins Deutsche integriert) oder „Ich gehe noch in den *shop*, Butter kaufen“? Derartige Angloamerikanismen tauchen wohl weniger in der Alltagssprache auf als vielmehr in der Sprache der Werbung. Und dort erfüllen sie eine bestimmte Funktion: die der Weckung der Aufmerksamkeit, der Vermittlung eines bestimmten Lebensgefühls oder vielleicht sogar manchmal der Differenzierung. Ein *shop* ist etwas anderes als ein *Laden*, hier spiegeln sich in unterschiedlichen Bezeichnungen durchaus gewandelte oder sich wandelnde Gegenstände und Sachverhalte.

Eine linguistisch gestützte Metakritik der Kritik an den Fremdwörtern fällt eindeutig aus. Das Fremdwort hat bestimmte Qualitäten, die mit einem deutschen Ersatzwort nicht gleichermaßen abgebildet werden. Der sogenannte „Tiefencode“ des Deutschen, das hat Peter Eisenberg (1999) gezeigt, ist noch längst nicht in Gefahr. Und dort, wo der Fremdwortgebrauch überflüssig und unsinnig ist, handelt es sich oftmals um Moden oder um Imponiergehabe einzelner, wodurch der Sprachgebrauch in seiner Gesamtheit jedoch kaum tangiert wird – und die Sprache als System noch weit weniger.

Nicht urteilen sollte man allerdings über das sprachästhetische Empfinden, das mit der Kritik an Fremdwörtern verbunden ist. Wem die Angloamerikanismen nicht gefallen, der sollte sie meiden und der kann selbstverständlich auch die Firmen boykottieren, die mit solchen Wörtern werben und ihre Produkte mit solchen Wörtern bezeichnen. Dies ist ein Akt sprachlichen und politischen Verhaltens, dem weder sprachwissenschaftlich noch sprachkritisch begegnet werden sollte.

Sprachkritik, das hat Peter von Polenz (1988) in seiner „Deutschen Satzsemantik“ nahegelegt, ist das Aufzeigen der Möglichkeit, etwas auch anders sagen zu können. Diese meines Erachtens sehr brauchbare Bestimmung fordert natürlich zu der Frage heraus: Warum soll ich etwas anders sagen? Der „Verein zur Wahrung der deutschen Sprache“ verlangt, Politiker, Literaten und Sprachwissenschaftler sollten sich für den Erhalt der deutschen Sprache als „selbständige Kultursprache“ einsetzen, denn sie sei „durch die Überschwemmung mit angelsächsischem Wort- und Sprachgut“ bedroht. An anderen Stellen – ich habe sie zitiert – ist von „Kolonisierung“, vom „ungehinderten“ „Eindringen der Fremdwörter“ die Rede, von Gefahren für die „Identitätsfindung“, es wird „Bekämpfung“ gefordert sowie die „Wahrung der nationalen Identität“ und die „Pflege und Weiterentwicklung des eigenen sprachlich-kulturellen Erbes“.

Auf der anderen Seite steht die Erklärung, keinem Purismus, keiner „Deutschtümelei“ und keinem „Sprachchauvinismus“ das Wort reden zu wollen. In § 7 der Satzung (www.vwds.de/Satzung.html vom 10.3.2000)

heißt es interessanterweise, dass der Ausschluss von Vereinsmitgliedern dann – nur dann – möglich ist, wenn diese „die Pflege der deutschen Sprache als Vorwand zur Verunglimpfung anderer Sprachen und Kulturen nutzen“. Solche Bekenntnisse lesen sich wie eine Absage an einen nationalistisch motivierten Purismus.

Gleichwohl muss festgehalten werden, dass hier gerade an *diese* Form von Purismus mit der immer wieder verwendeten und variierten Vokabel von der „nationalen Identität“ angeknüpft wird. Diese Vokabel war es, die dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein eine Grundlage, sogar eine durch Teile der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft gestützte Grundlage gegeben und ihm Zulauf gebracht hat (vgl. von Polenz 1967, u. a. S. 142). Außerdem erinnern die in diesem Zusammenhang vom „Verein zur Wahrung der deutschen Sprache“ ebenfalls an zentralen Stellen verwendeten Vokabeln „Überflutung“, „Überschwemmung“, „Bedrohung“, „Eindringen“ als Problembeschreibungen und die Vokabel „Bekämpfung“ als Lösungsstrategie wohl nicht zufällig an den Asyldiskurs der achtziger und neunziger Jahre. Auch die Debatte um Asylsuchende wurde – zahlreiche linguistische und sprachkritische Arbeiten belegen das (vgl. u. a. Wengeler 1995) – mit eben diesen Vokabeln bestritten.

Ich fühlte mich unwohl, wäre ich in der Gemeinschaft derer, die den Umgang mit dem Fremden auf dieser sprachlichen Schiene üben. Alan Kirkness (1998, S. 415) hat am Ende seiner Darstellung der Purismusgeschichte festgestellt: „... der Purismus hat sich als keine geeignete Antwort auf die Fremdwortfrage erwiesen“. Diesem Urteil schließe ich mich an. Als vordringliche Aufgabe der Sprachkritik sehe ich nicht eine wie auch immer sich gebende „Bekämpfung von Angloamerikanismen“, sondern eine kritische Analyse der Diskurse, die gegenwärtig über das Fremde geführt werden, eine diese verschiedenen Diskurse auch zusammenführende Analyse, denn zwischen dem Reden über fremde Menschen und dem Reden über fremde Wörter gibt es Zusammenhänge.

Welch anderer Geist schlägt einem da aus Adornos kleinem Essay über „Wörter aus der Fremde“ (Adorno 1973) entgegen! An solchen Differenzen müsste das sprachkritische Suchbild ansetzen: Es ist ja nicht nur das Reden über das Fremde, es ist das Reden insgesamt über unsere Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, mit der sich die Sprachkritik und in der Zwischenzeit sogar eine Metakritik der Sprachkritik zu beschäftigen hat. Peter Sloterdijks Elmauer Rede (Sloterdijk 1999) war nicht zuletzt getragen auch von dem Versuch, historisch belastete Begriffe wie „Selektion“, „Auslese“, „Züchtung“ und andere durch assoziative Verknüpfung mit „Lektion“, „Lesen“ oder „Genetik“ mit „Ethik“ von ihrem inhumanen Ballast zu befreien. Die Diskussion um diese Rede war auch eine sprachkritische Diskussion und eine über die Möglichkeit von Sprachkritik. Jener Sprachkritik der Frankfurter Schule, für die ja Adorno und natürlich Jürgen Habermas stehen, einer aufklärerisch-rationalistischen Sprachkritik, sollte das Ende bescheinigt, ein

neuer Diskurs eingeläutet werden – einer, der letztlich auf das Selbstverständnis der neuen „Berliner Republik“ zielt. Dieser neue Diskurs setzt auf die Wiederbelebung von Leitvorstellungen, zu denen „nationale Identität“ durchaus auch gehört. Wie gesagt, nicht Purismus ist die vordringliche Aufgabe von Sprachkritik, sondern die kritische, bewusstmachende Sichtung dieses das neue nationale Selbstbewusstsein der Bundesrepublik formulierenden Diskurses, in dem Botho Strauß, Martin Walser und nun auch Peter Sloterdijk je einen Teildiskurs führen. Es ist zu hoffen, dass Georg Stötzel in Fortschreibung seiner Geschichte „kontroverser Begriffe“ sich dieses schwelenden Themas annehmen wird.

Nun komme ich – notwendigerweise kürzer – zur Skizzierung einiger weiterer Felder wortbezogener Sprachkritik. Eine ebenfalls sehr öffentlichkeitswirksame gegenwärtige Form ist die jährliche Kür der „Wörter des Jahres“ durch die Gesellschaft für deutsche Sprache und – beginnend 1991 – die Kür der „Unwörter des Jahres“, die 1994 aus jener Gesellschaft ausgegliedert wurde und seither unter der Federführung von Horst Dieter Schlosser stattfindet. Auf die „Wörter des Jahres“ will ich nicht weiter eingehen, denn mit ihnen ist eine Art Bestandsaufnahme und nicht unbedingt ein sprachkritisches Anliegen verbunden (vgl. Gesellschaft für deutsche Sprache (Hg.) 1993, 1994). Die „Unwörter des Jahres“ jedoch werden in eindeutig sprachkritischer Absicht ausgewählt und über die Medien, bis hin zur Tagesschau, verbreitet.³

Die Liste der Unwörter lautet (vgl. Schlosser 2000, S. 112 f.): 1991 „ausländerfrei“, 1992 „ethnische Säuberung“, 1993 „Überfremdung“, 1994 „Peanuts“, 1995 „Diätenanpassung“, 1996 „Rentnerschwemme“, 1997 „Wohlstandsmüll“, 1998 „sozialverträgliches Frühableben“ und 1999 „Kollateralschaden“. Zusätzlich wurde kürzlich das Unwort des 20. Jahrhunderts gewählt, es lautet „Menschenmaterial“.

In der Satzung, die sich diese, wie es heißt, „sprachkritische Aktion“ gegeben hat, ist unter dem Abschnitt „Grundsätze“ folgendes vermerkt. Ich zitiere auszugsweise (Schlosser 2000, S. 115):

„Die Aktion ‚Unwort des Jahres‘ will für mehr sachliche Angemessenheit und Humanität im öffentlichen Sprachgebrauch werben. Zu diesem Zweck sollen jährlich einzelne Wörter oder Formulierungen aus der aktuellen öffentlichen Kommunikation, welche die Erfordernisse sachlicher Angemessenheit und humanen Miteinanders besonders deutlich verfehlen, öffentlich gerügt werden. [...] In Betracht kommen alle Felder der öffentlichen Kommunikation (Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Wissenschaft...). Die Rügen verstehen sich in erster Linie als Anregung zu mehr sprachkritischer Reflexion. Eine Zensurabsicht liegt der Aktion fern.“

³ Die Aktion „Unwort des Jahres“ ist im Internet umfassend dokumentiert unter www.rz.uni-frankfurt.de/fb10/schlosser/unwort_s.html. Die folgenden Zitate sind, sofern nicht anders angegeben, dieser Quelle entnommen.

Hier geht es offensichtlich um völlig andere Wörter als bei der Kritik an den Angloamerikanismen, auch wenn wir unter den Unwörtern einen solchen finden, nämlich „Peanuts“. Es ist auch ein völlig anderes Motiv, das dieser Wortkritik zugrundeliegt, nämlich die ‚sachliche Unangemessenheit eines Ausdrucks‘ und ein ‚inhumaner, die Menschenwürde verletzender Zug‘. Nun ist über die Bezeichnung „Unwort“ viel geschrieben und gestritten worden.⁴ Fruchtbar war diese Diskussion nicht unbedingt, denn selbstverständlich kann es sich bei dieser Bezeichnung nicht um einen linguistischen Begriff handeln. „Unwort“ ist moralisch motiviert, und eine solche Prägung vorzunehmen, muss der Sprachkritik gestattet sein. Allerdings sind auch hier wieder Bezüge zu beachten, die Nähe zum „Wörterbuch des Unmenschen“ vor allem. Und von dort her muss die Frage wieder aufgeworfen werden, ob es denn inhumane Wörter gibt. Dolf Sternberger war dieser Meinung, aber lässt sich diese Auffassung auch sprachwissenschaftlich stützen?

Was an dem Wort „Peanuts“ inhuman sein soll, ist zunächst überhaupt nicht zu sehen. Eine sachliche Unangemessenheit, als weiteres oder alternatives Kriterium, kommt erst dann in den Blick, wenn der Kontext bekannt ist oder hinzugenommen wird: 50 Millionen DM Verlust wurden 1994 von dem Vorstandssprecher der Deutschen Bank als „Peanuts“, also als eine „unwichtige Größe“, bezeichnet. Angesichts der Tatsache nun, dass dieses Geld von kleineren und mittleren Firmen erbracht wurde und Banken mit dem Geld auch von Kleinsparern arbeiten und davon leben, lässt sich die Begründung der Jury nachvollziehen, dass diese Bezeichnung einen „kaltschnäuzigen Umgang mit Problemen anderer und [...] damit eine grundsätzlich inhumane Haltung“ offenbare.

Auch andere Unwörter werden erst im Kontext ‚unwortwürdig‘. Erst wenn wir wissen, dass mit „Wohlstandsmüll“ arbeitsunwillige oder arbeitsunfähige Menschen bezeichnet worden sind, „Diätenanpassung“ als Euphemismus für „Diätenerhöhung“ stand und „Kollateralschaden“ verharmlosend für die Tötung unschuldiger Menschen durch Nato-Angriffe im Kosovo-Krieg benutzt wurde, wird das Inhumane sichtbar. Gerade hier aber stellt sich wieder die schon oft diskutierte Frage: Lügen, verharmlosen, beschönigen die Wörter, oder tun dies die Sprecher durch ihren Sprachgebrauch?

In den Fällen, in denen erst der Kontext, also die Gebrauchsweise, jene kritikwürdigen Mechanismen und Bedeutungen herstellt und daneben noch andere Gebrauchsmöglichkeiten des Wortes bestehen und genutzt werden, ist die Inhumanität meines Erachtens zunächst nicht den Wörtern, sondern den Sprechern anzulasten. Dennoch ist erhöhte sprachkritische Aufmerk-

⁴ Diese Diskussion ist vor allem in der Presse geführt worden. Vgl. z.B. Unwort Unwort. Überfremdung, kollektiver Freizeitpark, ethnische Säuberung – gibt es eine böse Sprache? In: Der Spiegel 7/1994, S. 188; Klaus Schulz: „Überfremdung“ oder: Sprache als Politikum. Zur anhaltenden Debatte um das „Unwort 1993“. In: Badische Zeitung vom 2. März 1994, S. 12.

samkeit angebracht. Sobald inhumane Gebrauchsweisen von Wörtern allgemein werden, sei es innerhalb des öffentlichen Sprachgebrauchs oder auch nur innerhalb einer Sprachbereichs oder Sprechergruppe, ist Anlass zur Kritik gegeben. Ich räume ein, dass der Umstand, wann eine Gebrauchsweise allgemein geworden ist, nur schwer objektiviert werden kann, füge jedoch hinzu, dass Sprachkritik ohnehin nicht von einer solchen „Objektivität“ ausgeht. Sprachkritik beobachtet Tendenzen, sucht sie bewusst zu machen und in der Folge zur kritischen Reflexion über den eigenen Sprachgebrauch anzuhalten.

In eine andere Kategorie gehören Wörter wie „ausländerfrei“, „Rentnerschwemme“ oder „Menschenmaterial“. In diesen Fällen steckt die Inhumanität im Wort selbst. Jedoch – und ich sage damit ja nichts Neues, Harald Weinrich (1966) hat das in seiner „Linguistik der Lüge“ bereits dargestellt – handelt es sich bei Wörtern dieser Kategorie zumeist um Komposita und Ableitungen, um durchsichtige, teilmotivierte oder motivierbare Wortbildungen also. Sie können auch ohne Gebrauchskontext kritisiert werden, denn die Wortbildungskonstituenten liefern sich gegenseitig ihren Kontext. Das Wort ‚ausländerfrei‘ hat eindeutig die Wortbildungsbedeutung ‚frei von Ausländern‘, ‚Abwesenheit von Ausländern‘ – es wirkt diskriminierend, nicht zuletzt auch aufgrund der Assoziation mit dem nationalsozialistischen Wort ‚judenfrei‘. In derartigen Fällen, und sie sind so selten nicht, wird man die Lüge, die Beschönigung, die Inhumanität, die Diskriminierung den Wörtern zuschreiben können. Wohl zu bemerken aber ist, dass wir auch hier ohne Kontext nicht arbeiten können, nur, dass der Kontext eben in der Wortbildungskonstruktion selbst zu finden ist und nicht in dem weiteren Gebrauchszusammenhang des Wortes im Satz oder Text.

Die Aktion „Unwörter des Jahres“ erscheint in mehrfacher Hinsicht eine brauchbare Möglichkeit von Sprachkritik als Wortkritik zu sein.⁵ Ihr Motiv ist aufklärerisch, sprachbewusstseinsschaffend. Es werden keine Normen gesetzt, was Sprachkritik ohnehin nicht kann, sondern es werden ein bestimmter Sprachgebrauch und bestimmte Wortbildungen zumeist linguistisch stimmig beschrieben, und es wird – natürlich – gewertet: Sachangemessenheit und Humanität erscheinen hierbei als Orientierungen, die zwei konstitutive Momente von Sprachkritik ausmachen – zum einen die Auffassung, dass wir *mit Sprache* und *in Sprache* eine bestimmte Sicht von Wirklichkeit, eine bestimmte Erfassung von Gegenständen und Sachverhalten, schaffen, eine Sicht, die prinzipiell auch immer anders sein kann, und zum zweiten eine

⁵ Peter von Polenz (1999, S. 333) allerdings kritisiert mit Recht: „Da die Kriterien für die Auswahlen noch zu wenig bekanntgemacht und begründet werden, die Diskussion noch zu stark auf kontextloser Einzelwortkritik beruht und die Aktion teilweise im Sinne von autoritären Verboten im Stil der neokonservativen ‚political correctness‘ missverstanden wird, müsste dieser Ansatz noch methodisch wesentlich verbessert werden, um zu einer argumentativen Kooperation von Sprachwissenschaft und Publizistik zu gelangen.“

ethische Bestimmung, eine Wertsetzung, über deren Inhalt, wie ich hoffe, sich zumindest die Sprachwissenschaft und die Sprachkritik einig sind.

Zum Schluss dieses ausgewählten Überblicks möchte ich noch kurz zwei weitere Formen aktueller wortbezogener Sprachkritik ansprechen: Uwe Pörksens „Plastikwörter“ und Georg Stötzels „kontroverse Begriffe“.

Als „Plastikwörter“ bezeichnet Pörksen (1988) Wörter – ich nenne nur einige wenige – wie ‚Beziehung‘, ‚Kommunikation‘, ‚Information‘, ‚Struktur‘, ‚System‘, ‚Rolle‘, ‚Entwicklung‘, ‚Problem‘, ‚Lösung‘, ‚Strategie‘. Kritisiert werden nicht die Wörter als solche, sondern ihr Gebrauch in der öffentlichen Sprache und in der Alltagssprache. Die meisten dieser Wörter haben in fachlichen Zusammenhängen, woher sie auch stammen, eine genau umrissene Bedeutung und Funktion. In der öffentlichen Umgangssprache, der Sprache der Medien, der exoterischen Politikersprache, der Sprache der Dienstleister und Experten, aber mutieren sie zu universalen – und auch internationalen – Bausteinen, mit denen die unterschiedlichsten Erfahrungsfelder und Gegenstandsbereiche sprachlich auf einen Nenner gebracht werden können.

Das Wort „Partner“ beispielsweise ist vielfältig verwendbar: Es gibt Partner im Verkehr, in der Wirtschaft, in der Politik, bei Tarifverhandlungen, im Ehebett, in der Schule und der Universität. Der Freund oder die Freundin, ein Land der Dritten Welt, die Bürger einer Stadt, die Stadt selbst, der Computer, der Nachbar, der Mensch am anderen Ende des Telefons – sie alle können ‚Partner‘ sein oder zu einem gemacht werden. Partner gehen eine Beziehung ein, kommunizieren miteinander, tauschen Informationen aus, erörtern Probleme oder haben Probleme, zu deren Lösung sie Strategien entwickeln. Partner müssen ihre Identität wahren und Entwicklungsprozesse ihrer Beziehung produktiv in die Struktur ihrer Partnerschaft integrieren.

Es ist dies ein Jargon, und man könnte ihn als solchen abtun. Bedenkenswert aber dürften Pörksens Schlussfolgerungen sein, denn wenn sie und der Befund zutreffen, dann ebnen die Plastikwörter bestimmten Denkformen und bestimmten Formen von Wirklichkeitserfassungen eine Bahn, über die nachgedacht werden muss. Zum einen, so Pörksen, transportieren diese Wörter ein wissenschaftliches Weltbild in das alltägliche Leben: ‚Kommunikation‘ ist etwas anderes als ‚Gespräch‘, ‚Information‘ etwas anderes als ‚Wissen‘. Wenn man in Plastikwörtern konstatiert, dass die Kommunikation zwischen Ehepartnern gestört ist, stellt sich notwendigerweise das Bedürfnis nach expertenhafter Hilfe und die Vorstellung von wissenschaftlich gestützten Lösungsmöglichkeiten ein. Zum anderen können Plastikwörter dazu dienen, Wirklichkeitsmodelle zu entwerfen und deren Realisierung wie einen Naturvorgang auszugeben.

Pörksens Kritik der Plastikwörter ist eine Gebrauchskritik. Ihre spezifische Stereotypie entfalten die Plastikwörter in zahlreichen Kontexten der öffentlichen Umgangssprache. Ihre Motivierung aber erhalten sie aus dem Bezirk der Wissenschaftssprachen, so dass Pörksen auch von einer „Verwis-

senschaftlichung der Umgangssprache“, ihrer „Mathematisierung“ (vgl. Pörksen 1988, S. 109 ff.) spricht. Das Motiv dieser Form von Sprachkritik ist das Aufzeigen von Zusammenhängen zwischen Sprachgebrauch, Denkweisen und Gesellschaftsformen. Ihr, wenn man so will, ethischer Anspruch liegt darin, zwei verschiedenen Formen von Wirklichkeitserfassung, zwei Sphären, die wissenschaftliche und die soziale, alltägliche, auseinanderzuhalten und die Eigenständigkeit beider – auch sprachlich – anzumahlen.

Während Pörksen die Plastikwörter als Zukunftsmodelle betrachtet, geht es Georg Stötzel und seinen Düsseldorfer Schülerinnen und Schülern (Stötzel/Wengeler 1995), deren Arbeiten uns die Sprachgebrauchsgeschichte der Bundesrepublik überhaupt erst aufgeschlossen haben, um die Rekonstruktion des sprachkritischen Anteils in der öffentlichen Kommunikation, um „semantische Kämpfe“, um „kontroverse Begriffe“. Nur zwei Aspekte möchte ich aus diesem Konzept herausgreifen: Zum einen wird an den „kontroversen Begriffen“ deutlich, dass Sprachkritik konstitutiv ist für die Sprachgeschichte, insbesondere wenn man Sprachgeschichte als Kommunikationsgeschichte begreift. Zum anderen wird gezeigt, dass die semantischen Kämpfe auch ein Kampf um Wörter sind, in denen Sichtweisen, Denkformen, Interpretationen von Ereignissen und Sachverhalten zu Konzepten, zu Begriffen gerinnen. Es ist etwas anderes, ob wir den 8. Mai 1945 als „Kapitulation“, „Zusammenbruch“ oder „Befreiung“ bezeichnen, ob wir von „Krieg“ oder „Konflikt“, von „Angriffen“ oder „Luftschlägen“ oder „militärischen Operationen“ reden, eben auch ob von „Kollateralschaden“ oder der „Tötung der Zivilbevölkerung“.

In solchen Wörtern legen wir unsere Sicht der Wirklichkeit fest, und wir überliefern diese Sichtweise künftigen Generationen. Natürlich sind die Inhalte, ist der Begriff entscheidend – aber ist der Begriff hier vom Wort zu trennen? Sprachkritik ist und kann niemals *nur* Wortkritik sein, oder anders gesagt: zum Wort gehört immer auch der Begriff oder der Referent, und dieser ist immer der Vorstellungsinhalt, niemals eine außersprachliche Sache.

In Seminaren über die „kontroversen Begriffe“ habe ich feststellen können, dass diese Form von Sprachwissenschaft für die Studierenden ein Schlüssel zu zweierlei ist: Einmal dazu, dass sie einen Sinn, eine Bedeutung, eine, wenn man so will, Funktion von Sprache jenseits ihrer auch vorhandenen Struktureigenschaften erkennen und die Anwesenheit von Sprachkritik und die Möglichkeit von Sprachkritik in jedem Kommunikationsakt erfahren, zum anderen dazu, dass sie Geschichte überhaupt aus dem Blickwinkel von Sprachgeschichte neu, anders, mit großem Interesse sehen. Das ist eine Folge, eine Leistung der von Georg Stötzel begründeten Schule, die meines Erachtens für die Bedeutung und das Gewicht unseres Faches nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Zahlreiche weitere Felder von Sprachkritik als Wortkritik könnten besprochen werden: Die Kritik an den Leerformeln der politischen Sprache (vgl. Eppler 1992), die Kritik an der Computersprache, an der Jugendsprache,

nicht zuletzt die zahlreichen populären Sprachführer, von Eckhard Henscheids (1985) „Dummdeutsch“ bis zu Roland Kaehlbrandts (1999) „Deutsch für Eliten“. Letzteres Werk weist Bezüge zu Pörksens Plastikwörtern auf, greift aber weiter aus. Vieles darin liest sich amüsant, erhellend, führt auf so noch nicht gesehene Spuren. Ob allerdings der kritisierte Elitejargon von „Achtundsechziger“ bis „Zumutungspolitiker“, von „abfrühstücken“ bis „zu Ende denken“ mit dem Wort „Sprachmüll“ bezeichnet werden sollte, könnte zum Gegenstand einer eigenen sprachkritischen Erörterung gemacht werden. Eine linguistisch gestützte Sprachkritik würde diesen Jargon eher als Symptom auffassen und als solches durchschaubar und bewusst zu machen suchen.

Ich breche ab und komme zum ganz kurzen Schluss, in dem ich versuche, die Möglichkeiten von Wortkritik als Sprachkritik thesenhaft zusammenzufassen.

1. Kritik an der Ausdrucksseite von Wörtern besitzt in der Regel keine sprachangemessene Grundlage. Fremdwortkritik ist nur als Kritik an der Verständlichkeit von Fremdwörtern in bestimmten Gebrauchskontexten und -situationen haltbar.
2. Sprachkritik als Wortkritik ist Kritik an der Inhaltsseite von Wörtern. Als reine Wortkritik, also als Kritik an lexikalischen Einheiten, ist sie nur an sprachstrukturell motivierten Wörtern möglich.
3. Darüber hinaus jedoch sind zwei weitere Motivierungsstränge zu bedenken: Wörter können von ihrer Geschichte, ihren früheren Bedeutungen und Gebrauchsweisen her motiviert sein und deshalb Anlass zu Kritik geben, und sie können – synchron – aus anderen Gebrauchszusammenhängen eine Motivierung erfahren. Eine sprachkritische Wertung muss entscheiden, ob diese Motivierungen aktuell und aktualisiert sind.
4. Sprachkritik muss stets bedenken, dass Wörter einmal mehr als bloße Zeichen, ein andermal mehr als Abbilder benutzt und verstanden werden können. Da Wörter und ihr Gebrauch derartige Mischgebilde sind, kann Sprachkritik nicht mit den Maßstäben ‚richtig‘ oder ‚falsch‘, sondern nur mit ‚besser‘ oder ‚schlechter‘, ‚angemessener‘ oder ‚unangemessener‘ arbeiten.
5. Sprachkritik ist streng genommen nur als Sprachgebrauchskritik, Wortkritik somit nur als Wortgebrauchskritik möglich. Es sind die Kontexte, die über die Bedeutung von Wörtern entscheiden, es sind die Diskurse, in denen Wörter ihre semantische Prägung erhalten.
6. In sprachlichen Diskursen, in der Ordnung der Zeichen und Texte, eignen wir uns psychisch Wirklichkeit an. Eine Kritik der Diskurse, innerhalb derer die Kritik des Wortgebrauchs einen wichtigen Teil ausmacht, vermag aufzuzeigen, dass – ich formuliere bewusst pointiert – die Wirklichkeit auch anders sein kann. Der Sprachkritik geht es letztlich um die Frage: Welche Wirklichkeit wollen wir?

7. und letztens ein Wort zum Status von Sprachkritik. Sprachkritik – das war lange Zeit ein Selbstmissverständnis der Sprachkritik und ein Missverständnis auch der Sprachwissenschaft – Sprachkritik setzt keine Normen, sondern sie reflektiert Normen, macht sie bewusst und zeigt im besten Falle Alternativen auf. Sprachkritik ist ein Korrektiv im Machtspiel der Sprechweisen, der, wenn man so will, Diskurse. Sie ist eine Erkenntnisform, die es schon immer gegeben hat. Sie ist so alt, wie die Sprache selbst. Die Chance, diese Erkenntnisform zu kultivieren, sollte sich eine ihrer gesellschaftlichen Verantwortung bewusste Sprachwissenschaft nicht entgehen lassen.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1973): Wörter aus der Fremde. In: Ders.: *Noten zur Literatur II*. Frankfurt a. M. S. 110–130.
- Besch, Werner/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.) (1985): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Berlin/New York.
- Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz; Teubert, Wolfgang (Hg.) (1994): *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte*. Opladen.
- Daniels, Karlheinz (1959): Erfolg und Mißerfolg der Fremdwortverdeutschung (Schicksal der Verdeutschungen von Joachim Heinrich Campe). In: *Muttersprache* 69, S. 46–54, S. 105–114, S. 141–146. Auch in: Braun, Peter (Hg.): *Fremdwort-Diskussion*. München 1979. S. 145–181.
- Debus, Friedhelm (1999): *Entwicklungen der deutschen Sprache in der Gegenwart – und in der Zukunft?* Stuttgart.
- Eisenberg, Peter (1999): Für wen schreiben wir Grammatiken? In: Stickel, Gerhard (Hg.): *Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit*. Berlin/New York. S. 121–142.
- Eppler, Erhard (1992): *Kavalleriepferde beim Hornsignal. Die Krise der Politik im Spiegel der Sprache*. Frankfurt a. M.
- Gesellschaft für deutsche Sprache (Hg.) (1993): *Wörter und Unwörter. Sinniges und Unsinniges der deutschen Gegenwartssprache*. Niedernhausen/Ts.
- Gesellschaft für deutsche Sprache (Hg.) (1994): *Wörter und Unwörter 2. Sinniges und Unsinniges der deutschen Gegenwartssprache*. Niedernhausen/Ts.
- Henscheid, Eckhard (1985): *Dummdeutsch. Ein satirisch-polemische Wörterbuch*. Frankfurt a. M.
- Jung, Matthias (1996): *Linguistische Diskursgeschichte*. In: Böke, Karin/Jung, Matthias/Wengeler, Martin (Hg.): *Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven*. Opladen. S. 453–472.
- Kaehlbrandt, Roland (1999): *Deutsch für Eliten. Ein Sprachführer*. Stuttgart.
- Kinne, Michael (2000): „Moisturizingcream“? Nein, Danke! In: *Sprachreport* 16, Heft 1, S. 29–30.
- Kirkness, Alan (1998): *Das Phänomen des Purismus in der Geschichte des Deutschen*. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2., vollständig neu bearb. und erw. Aufl. Berlin/New York. S. 407–416.
- Klemperer, Victor (1996): *LTI. Notizbuch eines Philologen*. 15. Aufl. Leipzig.
- Korn, Karl (1962): *Sprache in der verwalteten Welt*. München.

- Krämer, Walter (o. J.): Sich einmischen oder wegschauen – Problemfall deutsche Sprache. O. O.
- Pörksen, Uwe (1988): Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur. Stuttgart.
- Polenz, Peter von (1967): Sprachpurismus und Nationalsozialismus. Die ‚Fremdwort‘-Frage gestern und heute. In: Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. Beiträge von Eberhard Lämmert, Walther Killy, Karl Otto Conrady und Peter v. Polenz. Frankfurt a. M.
- Polenz, Peter von (1988): Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. 2., durchges. Aufl. Berlin/New York.
- Polenz, Peter von (1991, 1994, 1999): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. 3 Bde. Berlin/New York.
- Schiewe, Jürgen (1988): Joachim Heinrich Campes Verdeutschungsprogramm. Überlegungen zu einer Neuinterpretation des Purismus um 1800. In: Deutsche Sprache 16, S. 17–33.
- Schiewe, Jürgen (1989): Sprachpurismus und Emanzipation. Joachim Heinrich Campes Verdeutschungsprogramm als Voraussetzung für Gesellschaftsveränderungen. Hildesheim/Zürich/New York. (= Germanistische Linguistik; 96-97/1988).
- Schiewe, Jürgen (1992): Ein Weltbürger in den Fängen der Völkischen. Über die Rezeption der aufklärerischen Sprachkritik Carl Gustav Jochmanns durch den Allgemeinen deutschen Sprachverein. In: Muttersprache 102, S. 1–14.
- Schiewe, Jürgen (1998): Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München.
- Schiewe, Jürgen (2000): Sprachpurismus als Aufklärung. Soll man Fremdwörter verdeutschen? In: Strocka, Volker Michael (Hg.): Die Deutschen und ihre Sprache. Bremen. S. 35–68.
- Schiewe, Jürgen (Hg.) (2000): Welche Wirklichkeit wollen wir? Beiträge zur Kritik herrschender Denkformen. Schliengen.
- Schlosser, Horst Dieter (2000): Lexikon der Unwörter. Gütersloh.
- Schmich, Walter (1987): Sprachkritik. Sprachbewertung. Sprecherkritik. Dossenheim.
- Sloterdijk, Peter (1999): Regeln für den Menschenpark. Ein Antwortschreiben zu Heideggers Brief über den Humanismus. Frankfurt a. M.:
- Sternberger, Dolf/Storz, Gerhard/Süskind, W.E. (1986): Aus dem Wörterbuch des Unmenschlichen. Neue erweiterte Ausgabe mit Zeugnissen des Streites über die Sprachkritik. Frankfurt a. M./Berlin.
- Stötzl, Georg/Wengeler, Martin (1995): Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin/New York.
- Weinrich, Harald (1966): Linguistik der Lüge. Heidelberg.
- Wengeler, Martin (1995): *Multikulturelle Gesellschaft* oder *Ausländer raus?* Der Sprachliche Umgang mit der Einwanderung seit 1945. In: Stötzl/Wengeler (1995), S. 711–749, 801–803.
- Zimmer, Dieter (1997): Deutsch und anders. Die Sprache im Modernisierungsfieber. Reinbek bei Hamburg.